

Interview mit Professorin Ute Straub zum „Interkulturellen Campus“

„Riesiges Potenzial an unterschiedlichen Erfahrungen“

Multikulti ist in aller Munde. Ein Viertel der Einwohner Frankfurts sind Ausländer. Auch die Fachhochschule Frankfurt ist ein multikultureller Ort, an dem Studierende aus 109 Ländern lernen. Angesichts des Anteils von 22 Prozent an Studierenden aus dem Ausland oder mit Migrationshintergrund stellt sich die Frage: Wie gestaltet man interkulturelles Leben auf dem Campus?

Im Rahmen des internationalen Moduls am Fachbereich 4: Soziale Arbeit und Gesundheit führten Prof. Dr. Ute Straub und die Lehrbeauftragte Dr. Uta Schirmer gemeinsam mit ihren Studierenden das Forschungsprojekt „Interkultureller Campus – die Herausforderungen für die FH FFM in der Einwanderungsgesellschaft und in einer globalisierten Welt“ durch. Im Zentrum standen Interviews mit Hochschulangehörigen über ihre Eindrücke und Erfahrungen mit dem multikulturellen Zusammenleben an der FH FFM.

CAZ: Frau Prof. Straub, wieso interessiert Sie das Thema „Interkultureller Campus“?

Ute Straub: Als langjährige Auslandsbeauftragte bin ich sehr engagiert in der Internationalisierung von Studium und Lehre. Ich versuche unter anderem, die Studierenden zu Auslandsaufenthalten zu motivieren, musste aber feststellen, dass etwa 80 Prozent aus unterschiedlichen Gründen zuhause bleiben. Es stellt sich die Frage: Bleibt die Mehrheit der Studierenden von internationalen Erfahrungen ausgeschlossen? Dann habe ich den Ansatz „Internationalisierung zuhause“ kennengelernt. Er geht davon aus, dass interkulturelle Kompetenz eine unabdingbare Voraussetzung dafür ist, sich auf internationalem Parkett bewegen zu können – und die kann man hier in unserer multikulturellen Umgebung erwerben. Zum anderen stellt er in den Vordergrund, was „jenseits der Mobilität“ passiert, also die internationalen Aspekte vor Ort, an der Heimathochschule, in den formalen und informellen Begegnungen auf dem Campus. So kam ich zu dem Thema „Interkultureller Campus“.

Was genau ist der „Interkulturelle Campus“? Wie sieht er aus?

Was außer Zweifel steht, ist dass unser Campus multikulturell ist. Ein inter- oder trans-



Prof. Ute Straub erklärt ihrer Interviewpartnerin das Konzept des „Interkulturellen Campus“.

kultureller Campus will nicht nur ein – bestenfalls friedliches – Nebeneinander, sondern will Beziehungen zwischen den vielfältigen Gruppen schaffen und Interkulturalität quer durch alle Fachbereiche, Abteilungen und Statusgruppen fördern und auch in didaktischen Ansätzen in der Lehre berücksichtigen.

In der Literatur wird der interkulturelle Campus so definiert, dass keine Kultur dominiert. Wenn ich das sage, höre ich schon den Aufschrei „Aber wir sind doch eine deutsche Hochschule!“. Daran knüpft sich die Frage, was eigentlich deutsch ist. Ist es die Nationalität? Ist es die Sprache? Ist es eine Leitkultur? Das lässt sich in einer Einwande-

rungsgesellschaft nicht mehr so einfach definieren. Ein interkultureller Campus würde genau das öffentlich diskutieren. Er würde allerdings nicht nur die „Alles so schön bunt hier“-Perspektive aufgreifen, sondern auch Schwierigkeiten wie Diskriminierungserfahrungen oder wechselseitige Vorurteile benennen und auch die Perspektive der „einheimischen“ Studierenden zum Thema machen.

Wieso ist Interkulturalität gerade für die FH Frankfurt von großer Bedeutung?

Frankfurt ist eine multikulturelle und internationale Stadt. Mit 26 Prozent hat Frankfurt

einen der höchsten Anteile an ausländischen Einwohnern unter deutschen Großstädten. Und die Fachhochschule hat den Anspruch, sich mit der Region zu vernetzen – so sagt es ja auch unser Leitbild. Die Internationalität des Standortes wird als Herausforderung und Anregung zugleich verstanden. Es gibt viele Ansatzpunkte, wo die FH FFM gerade mit ihrer eigenen kulturellen Vielfalt in die Region hinein Verbindungen knüpfen könnte.

Worin bestehen die Chancen und Potenziale der sozio-kulturellen Vielfalt des FH-Campus?

Positiv ist dieses riesige Potenzial an unterschiedlichen Erfahrungen und biografischen Hintergründen. Und dass es wirklich unerschöpfliche Möglichkeiten für den Ansatz „Internationalisierung zuhause“ und das Lernen von anderen Kulturen oder Ländern gibt. Etwa bei verschiedenen Baustilen oder Bedingungen für Verkehrsplanung. Oder bei unterschiedlichen Familienstrukturen. Oder Genderfragen. Das sind alles Themen unserer Lehrveranstaltungen, wobei aber – wie wir aus den Interviews erfahren konnten – nicht zurückgegriffen wird auf die Erfahrungen und das Wissen vieler Studierender, die in den Veranstaltungen sitzen. Es wird der Stoff weitergegeben, den man eben an einer deutschen Hochschule weitergibt. Und da sehe ich viel ungenutztes Potenzial. Es hat sich weiterhin gezeigt, dass Studierende mit Migrationshintergrund entschieden weniger Aufmerksamkeit bekommen als diejenigen aus dem Ausland, obwohl sie eine große Gruppe darstellen und – siehe Pisa-Studie – bereits im Schulsystem benachteiligt sind. Natürlich lässt sich bei der breiten Ausdifferenzierung nur schwerlich von einer geschlossenen Gruppe sprechen, und auf keinen Fall sollte aus einem Migrationshintergrund per se ein Problem konstruiert werden. Aber genauso falsch wäre eine Nicht-Thematisierung, zumal auch aus dieser Gruppe von Studierenden viele Anregungen kommen, die für den Aufbau eines interkulturellen Campus hilfreich sind.

Was empfinden Sie als problematisch an der Heterogenität der Studierendenschaft der FH FFM?

Die Experteninterviews zeigen deutlich: Ein Problem ist die Grüppchenbildung als Prozess sozialer Schließung. Das sieht man, wenn man durch die Cafés geht, wenn man die Lerngruppen beobachtet. In den Lehr-

veranstaltungen, so kam in den Interviews heraus, gibt es Vorwürfe, dass die Kommilitonen mit Migrationshintergrund das Lerntempo verlangsamen würden. Andererseits gibt es Aussagen, dass ausländische Studierende sich abkapseln.

Ein zweiter Punkt ist, dass wir Lehrenden nicht darauf vorbereitet sind, mit stark heterogenen Gruppen zu arbeiten. Wie unterrichtet man eine Gruppe mit unterschiedlichem Sprachniveau, Wissenschaftsverständnis, Bildungs- und Erfahrungshintergrund? Vordergründig ist es natürlich das Einfachste, Anpassung zu fordern und so weiterzumachen wie bisher. Aber das wird erstens der faktischen Diversität nicht gerecht und zweitens beeinflusst es das Lernklima negativ. Je stärker sich Studierende einbezogen fühlen, umso höher ist ihre Lernbereitschaft.

Das dritte Problem ist, dass die multikulturelle Zusammensetzung der Studierenden keine Entsprechung bei den Lehrenden findet. Zum Zeitpunkt der Untersuchung waren unter den 256 hauptamtlich Lehrenden vier ausländische und fünf mit Migrationshintergrund. Das hat zur Folge, dass die Lehre relativ homogen aus deutscher Perspektive heraus erfolgt. Außerdem fehlen Vorbilder, um den Studierenden zu vermitteln: Ich als Studentin oder Student mit Migrationshintergrund könnte es auch schaffen, irgendwann mal Hochschulprofessorin bzw. Hochschulprofessor zu werden. Ich bin öfter an ausländischen Hochschulen, zum Beispiel in Amsterdam oder in Birmingham, da kommen mindestens 30 Prozent der Lehrenden aus dem Ausland oder haben einen Migrationshintergrund. Das schafft eine ganz andere Atmosphäre.

Haben Sie einen Ansatz, wie man die FH FFM attraktiver für ausländische Studierende machen könnte?

Neben dem, was wir als Hochschule in der Betreuung tun können – also Wohnheimplätze besorgen, gute Beratung, Betreuung, Begleitangebote – wäre es wichtig, diesen „interkulturellen Geist“ sichtbar werden zu lassen. Dass sich die ausländischen Studierenden willkommen geheißen und wertgeschätzt fühlen, dass sie merken, ihre Erfahrungen sind hier relevant. Es geht nicht allein darum, dass sie ihr Studium absolvieren und in einer Art Einbahnstraßenkommunikation unseren Input aufnehmen. Auch das, was sie mitbringen, ist interessant für uns. Wenn das geschehen würde, könnten aus-

ländische Studierende zu unseren besten Werbeträgern werden. Das ist vielleicht effektiver als die Beteiligung auf Bildungsmessen.

Wurden schon Projekte angegangen, die auf diesen Erkenntnissen basieren?

Wie die Studie gezeigt hat, gibt es viele Einzelpersonen, die etwas tun. Sie bieten Beratung an, Kurse wie „Intercultural Awareness“ im Fachsprachenzentrum oder Deutsch oder wissenschaftliches Arbeiten für Ausländer, Beratung im Auslandsamt oder in den studentischen Gremien zu finanziellen Fragen, zu Rechtsfragen. Da zeigt sich ein enormes Engagement, aber es sind vereinzelte Aktivitäten, die nicht koordiniert sind. Die Befragten äußerten den Wunsch nach mehr Struktur und besserer Zusammenarbeit. Ich habe unsere Studie dem erweiterten Präsidium vorgestellt und wir haben die Einrichtung einer Projektgruppe anvisiert, die ein Konzept für einen interkulturellen Campus entwickeln soll. Wichtig ist, dass all die bestehenden Initiativen – ob sie nun interkulturell kochen oder Fußball spielen – und die bereits engagierten Personen einbezogen und vernetzt werden. Das wäre der erste Schritt zu einem interkulturellen Campus.

Und was muss hier noch getan werden?

Es wäre zu überlegen, ob man in einem zweiten Schritt eine Abteilung für Interkulturelles einrichtet oder das andockt an das Akademische Auslandsamt und dort den Bereich „Ausländerstudium“ erweitert. In jedem Fall müsste sich die Aufmerksamkeit, die das Thema dann gewonnen hat, auch strukturell niederschlagen, damit unsere Multikulturalität tatsächlich zur Interkulturalität wird.

Die Studie zum „Interkulturellen Campus“ kann auf der Homepage des Fachbereichs 4 unter www.auslandsbericht-fb4.de abgerufen werden.

Das Interview führte Daniela Halder, Referat Interne und externe Kommunikation